

Ludwig Hohl

Die vorletzte Station
Die Chronik Dingy

Ein Bericht

Bibliothek Suhrkamp

SV

Bibliothek Suhrkamp

Ludwig Hohl gilt als Geheimtipp der Schweizer Literatur. Am 9. April 1904 im Glarner Netstal als Sohn eines Pfarrers geboren, begab er sich nach Schulabbruch 1924 zuerst längere Zeit nach Paris, dann nach Wien und schließlich Den Haag, wo in äußerster Einsamkeit sein monumentales *Notizenwerk* entstand. Nach der Rückkehr in die Schweiz bezog er ab 1937 festen Wohnsitz in Genf und wurde – nicht zuletzt aufgrund seiner kompromisslosen Denk- und Lebensweise – zu einer Projektionsfigur für viele Autorinnen und Autoren: zu einem *writer's writer*. Eine jahrelange Rechtsstreitigkeit mit dem Artemis-Verlag erschöpfte seine Kräfte. In der zweiten Lebenshälfte zehrte Hohl vornehmlich von seiner eigenen Legende, es gelang ihm jedoch, die lang erwartete Meister-Novelle *Bergfahrt* fertigzustellen. Kurz vor seinem Tod am 3. November 1980 wird dem Autor für sein Lebenswerk der Petrarca-Preis verliehen. Die Laudatio hielt Peter Handke.

Der nachgelassene Bericht *Die vorletzte Station*, eine Chronik von Hohls Aufenthalt im savoyischen Bergdörfchen Dingy, schildert die reale Begegnung mit Georges Mergault, einer heruntergekommenen ehemaligen Montparnasse-Bekanntschaft. In der haltlosen und kranken Künstler-Existenz Mergaults sieht sich der Erzähler mit einem monströsen Gegenbild seiner Vorstellung vom richtigen Leben konfrontiert und zugleich mit eigenen Abgründen. In einzelnen Episoden, schwankend zwischen Abscheu und unterschwelliger Faszination, entsteht das Porträt einer Figur radikaler Unangepasstheit vor der Kulisse eines skurrilen Dorfalltags.

Ludwig Hohl
Die vorletzte Station.
Die Chronik Dingy
Ein Bericht

Mit einem Nachwort
von Ulrike Draesner

Herausgegeben im Auftrag
der Ludwig Hohl Stiftung von
Magnus Wieland

Suhrkamp Verlag

Erste Auflage 2023
Originalausgabe
© Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2023
Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch
eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining
im Sinne von § 44b UrhG vor.
Umschlaggestaltung nach einem Konzept von Willy Fleckhaus
Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-24381-7
www.suhrkamp.de

Die vorletzte Station. Die Chronik Dingy

Erstes Zusammentreffen in Annecy

In Annecy, im April (1931), in einer Zeit großer Erschütterungen, materiellen Mangels und totaler Isolation, in einer ersten Stille auch nach dem Höhepunkt der Erschütterungen und in wachsender materieller Sonnenhitze, – wie ich an so einem hellen Sonnentag die Straße herunterkam, hatte ich ein Zusammentreffen, an das ich am wenigsten dachte: MERGAULT stand vor der Apotheke, wartend, Ausschau haltend und mit dem Apotheker sprechend, Mergault, an den ich wahrlich in letzter Zeit nicht sehr häufig (d.h. gar nicht) gedacht hatte und den ich überhaupt, seit ich den Montparnasse verlassen, von Monat zu Monat mehr aus den Augen verloren. Ich sah den Mann erst stehen, meine Blicke hafteten an ihm und erst allmählich kam ich zu der Erkenntnis, wer das sein könne, und ich zweifelte noch, immer mehr hinstarrend; ich war ihm aber näher gekommen und da nun auch er mich erblickte und Zeichen des Erkennens gab, zeigte sich, dass ich mich nicht getäuscht hatte; und ich konnte mich nun völlig meinem fast maßlosen, wenn auch nicht lärmenden, Staunen hingeben. – Wahrlich: Mergault hier – jeder andere eher! Wie kam denn der aus dem Montparnasse heraus? Die einzige Lösung des Rätsels wäre für mich gewesen, dass er hier seinen früheren Wohnort, Anverwandte hätte – was sollte er sonst hier tun? Er, und etwa Versuchsreisen, Einsamkeitsreisen unternehmen? Blitzschnell überlegte ich, dass er auch nicht etwa der Fremden, des Betriebs des Ortes wegen hatte herkommen können: zu dieser Jahreszeit war Annecy von Fremden fast völlig leer.

Das Rätsel wurde nun bald einigermaßen gelichtet, nachdem wir uns begrüßt hatten, er wortreich, fast lärmend, ich stiller (wie es zu meiner Verfassung passte). »Herrgott, was tun Sie denn hier?« (das »Sie« ging dann bald in das »Du« über, das wir in früherer Zeit schon manchmal angewendet hatten). »Herrgott, was – (er redete fast dauernd) ... ich wohne draußen auf dem Lande, in einem Kästchen, ganz in Landwirtschaft, mitten zwischen Bergen. Ha! Im Montparnasse glauben sie mich tot! Man hat mich totgesagt, man hat mich totgesagt – haha, nun wohne ich hier draußen in einer Pension und esse mich gesund. – Aber wie kommen Sie daher, was tun Sie denn hier?« Er ließ mich nicht zu Worte kommen, er verstand auch nicht, wenn ich ihm eine Erklärung begann und neigte nur dazu, Leben, Bewegung, Freude auszudrücken. »Kommen Sie, sagte er, wir müssen ein Glas nehmen; dort in dem Bistro, ich kehre dort immer ein.« Ich erklärte, dass ich wohl ja sage, aber ohne Geld sei. »Schon gut, kommen Sie, kommen Sie.«

Es konnte mir nur angenehm sein, etwas zu trinken, ich ging fast zu Grunde und war trostlos in dem heißen hellen Tag herumgeschlichen. Wir traten ein und bestellten. – Gerade klar und plausibel war mir nicht, was er bisher sagte; totgesagt? gerade tot sah er nicht aus; ich hatte ihn im Gegenteil nie so frisch, rein und gesund gesehen. Er hielt sich stramm und hatte ein gutes Körpergewicht – etwa 75 Kilo bei weniger als 1 m 70 Höhe –; das Gesicht etwas fett, aber keineswegs schwer, sondern scharfgeschnitten von der Art der Seeleute. Ein altes Säufergesicht von der unbrutalen und nicht idiotischen Art, mobil, aber zur Freundlichkeit oder zum schäumenden Ausbruch geneigt. Er war 47 oder 48 Jah-

re alt. Die Haare ergrauend. Ohne Kopfbedeckung stand er in strammer, Gefallen erregender, sozusagen sportlicher Haltung (er war nicht schlecht gebaut) auf dem hellen Trottoir, als ich ihn erblickt hatte.

Nun, vor dem Zink, wo auf ein Glas ein zweites, dann ein drittes folgte, taute ich mehr auf; er hatte das Auftauen nicht nötig, er wurde nur schäumender, dionysischer. Ganz klar wurde mein Bild doch nicht durch die Berichte, die er gab, zumal er keineswegs etwa eine zusammenhängende Erzählung verfolgte, sondern bald da, bald dort einen Abriss gab, meist nur in Form einer knallenden Bemerkung, die Freude, Übersäumen erzeugen sollte, es zu einem Teil auch tat. Mergault redete leicht und gut. Er wandte sich an alle Leute – z. B. hier von Zeit zu Zeit auch an den Wirt, er erklärte ihm, dass er hier einen Kameraden, einen Freund aus dem Montparnasse wiedergefunden habe, ganz zufällig, welches Wunder! Er erzählte von seinem Aufenthaltsort, von den Bauern des Dörfchens, welche gafften, das Werkzeug unbeweglich in der Hand ließen, ihm nachstarrend und die Arbeit vergessend. Alles erzählte er in kurzen, mehr oder weniger geistreichen Bemerkungen, voll von überschäumender Lebendigkeit – auch der Wirt hier sagte immer weniger (wir waren in einem kleinen Bistro, mehr für hiesige Bevölkerung – am ehesten für Arbeiter – als für die in der Saison erscheinenden Fremden) und starrte manchmal schon sonderbar.

Ich konnte aus den Berichten Mergaults mit Sicherheit soviel erkennen: Dass er in Paris, mitten im Montparnasseleben, gefährlich erkrankt und in ein Spital gebracht worden sei. Ja, man hätte ihn sogar aufgegeben, auch im Spital.

Er überstand es aber – ha, er hätte eine Donnersnatur (er brüstete sich gewaltig) – und kam zur Rekonvaleszenz mitten im Winter hierher – eine Bekannte, die oft hier weile, habe den Ort, die Pension, die ihm besonders günstige Bedingungen gewähre, vermittelt. Seine Eltern, infolge seiner lebensgefährlichen Erkrankung, seien ihm wieder zu Hilfe gekommen und bezahlten die Pension.

Ha, eine *lésion aux poumons* – Blut sei herausgestürzt – er konnte nicht mehr; wollte erst noch widerstehen, *wollte* im Montparnasse bleiben, da wurde es ärger, er brach zusammen und man führte ihn doch ins Spital. –

Aus dem einen Café gingen wir in ein anderes. Ich war zufrieden, bedauerte nur, dass ich nichts zu essen hatte. Er belebte sich immer mehr, trank Cognac und Apéritifs, war schäumend und überlebendig, redete zu verschiedensten Leuten, die alle sehr wenig antworteten und viel starrten. Öfters sah er auf die Uhr. Sein Autobus – der letzte fuhr früh nach Dingy, dem Ort, wo er wohnte – schien ihm Sorge zu machen. Mich störte das, ich erkundigte mich nach der Abfahrtszeit – um 6 Uhr, sagte er – und ich rief: Herrgott, jetzt ist es noch nicht fünf, für den Weg zum Bahnhof brauchen wir fünf Minuten, eine ganze Stunde könnten wir noch ungestört sitzen! Das war auch so und es leuchtete ihm mehr oder weniger ein, wir redeten und freuten uns weiter, er erzählte von Dingy, von den ungeheuren Besoffenheiten, die dort vorkämen – alle Bauern söffen gewaltig, man müsse mithalten – aber nur Rotwein, immer Rotwein, das sei gesund; kein giftiges Zeug, Pernod, Weißwein, Apéritifs, mit denen man sich im Montparnasse zu Grunde richte, er saufe sich hier wieder gesund! Dann lachte er wie-

der brausend, in einer Art, die viele gewinnen konnte. Zugleich tauchte aber auch, vor allem für den, der ihn im Montparnasse in viel besoffeneren Zuständen gekannt hatte, – das muss ich besonders betonen, nachdem ich seine anfänglich flotte Erscheinung geschildet habe – viel Ekelhaftes an seiner Erscheinung auf: Unreinlichkeit erschien im Gesicht, zu viel Versoffenheit, leichter Schaum trat auf die Lippen, Ausgelassenheit brach hervor, die sich nicht halten konnte, dann wieder hässlich verstärkt wurde wie auch die gurgelnden Schreie; zu viel Verhurtes im Gesicht. Ach es war ja nur Mergault, der alte Mergault, der fürchterliche Schreier von Montparnasse, den ich da getroffen hatte, kein anderer; fast jeder andere wäre mir lieber gewesen. – Wieder schaute er nach der Uhr, jetzt müssen wir gehen, sagte er, zahlte und erhob sich; ich folgte ihm nach dem Bahnhof, aber es war noch immer viel zu früh, wir trafen fast eine halbe Stunde vor der angegebenen Abfahrtszeit des Autobusses ein. Er suchte den Autobus, aufgeregt, fast ohne alle Besoffenheit, rannte ums Häuschen herum, in dem das Büro sich befand; ich wusste nicht, wo der Autobus stehen sollte, fragte schließlich kurzerhand am Schalter, – selber auch ziemlich belebt, nach dem betreffenden Autobus. O, der sei abgefahren, belehrte man mich ruhig. Also keiner mehr heute? Nein, keiner in jener Richtung mehr. Als Mergault das vernahm, wurde er noch aufgeregter (ich war ärgerlich, dass er das *so* wichtig nahm) und gab mir die Schuld. Er wollte nicht verstehen, dass wir lange vor der Zeit, die er angegeben, eingetroffen waren und seine Täuschung schuld war. Er sah jetzt so detraquiert aus, wie die besoffene Betty, die, um Schuhe zu kaufen, in den Gas-

sen hin und her rannte, mich manchmal stehen ließ, dann wieder nicht erkannte, Taxis nahm für eine ganz kurze Distanz, und dabei gar nicht Eile haben konnte. – Er weiß was, er wird ein Taxi nehmen, nach Dingy zu fahren, Madame Martinod wird es zahlen; und schon zog er mich, übrigens barsch und wütend gegen mich, in ein Café hinein, in dem er telefonieren wollte. Wir tranken wieder etwas, er telefonierte wirklich, redete dabei auf einmal wieder in vollem Schwung der Besoffenheit, emphatisch, überhöflich, mit reichlichen Zugaben. Gut, also er komme, nicht wahr; er hängte ab.

Wir traten hinaus und er fragte die Chauffeure, einen nach dem andern: keiner wollte unter fünfzig Francs fahren. Darüber wurde Mergault wütend, er nehme gar keinen, sagte er. Wir gingen weiter und er schimpfte noch gegen mich über jene; aber nur ein paar Schritte gingen wir, dann wurde er wieder ratlos: wohin? Das Geld, das er bei sich getragen, war beinahe aufgebraucht, zeigte sich jetzt, ihm blieben nur noch einige Münzen. – Da kam mir ein Gedanke: Höre, sagte ich, ich stehe gut mit meinem Hôtel, du kannst dort übernachten, ich werde ein Zimmer für dich bestellen, das man auf meine Rechnung schreibt, die ich später bezahlen werde. Das geht ganz gut. Und morgen fährst du mit dem Autobus in deine Pension. Nur, zu essen kann ich dir nichts geben, allerdings. Aber vielleicht schläfst du früh, und, wenn du morgen früh zurückfährst ...? (ich dachte: Mergault, der so oft nicht gegessen hat ...) Er wollte erst nicht, suchte immer noch da und dorthin einen Ausweg zu finden. Schließlich ließ er sich doch nötigen. Ich führte ihn also hinauf, trat ins Büro meines Hôtels und be-

stellte, für meinen Freund, ein Zimmer. Auf meine Rechnung zu schreiben. Die Sache ging anstandslos. Mergault stand da, suchte seine beste, gefälligste Haltung einzunehmen und musste noch rasch seinen Anmeldezettel ausfüllen – obligatorische Formalität – dann ging der Kellner voraus, das Zimmer zu zeigen. Der Weg führte am meinigen vorbei, das für ihn bestimmte lag einige Türen weiter am selben Gang. Hier bin ich, wenn du mich suchst, sagte ich und ließ ihn mit dem Garçon weitergehen. Ich wusch die Hände oder dergleichen, verwunderte mich bald, dass er nicht erscheine, trat in den Gang und sah seine Zimmertür angelehnt. Waschen ohne Seife kann er sich nicht, dachte ich und ging, um nach ihm zu sehen, ihm Seife zu bringen, zu seiner Tür, die einen Spalt offen ließ, klopfte. Keine Antwort. Ich rief, alles blieb still. Da stieß ich die Tür auf und sah das Zimmer leer und völlig unberührt. Nun, ich wartete eine Weile. Nach einer Viertelstunde begann ich Mergault zu suchen, ging bis ins Büro und fragte, ob man wisse, wo er sei. O ja, der Herr sei ausgegangen, sogleich, kaum ins Zimmer eingetreten, sei er wieder ausgegangen. – Die Sache war ein bisschen unangenehm für mich, musste mich in ein sonderbares Licht stellen. – Wo konnte er hingegangen sein? rechnete ich, und mir fiel gar keine andere Möglichkeit ein, als dass er doch ein Taxi genommen und davongefahren sei. Als er am späteren Abend noch nicht zurückkam, befestigte sich mein Verdacht. Es war auch so. (Ich telephonierte einmal an und erfuhr, dass er dort sei und alles richtig.) Der Vorfall ärgerte mich. Den Leuten des Hôtels erklärte ich, dass dieser mein Bekannter, den ich zufällig hier getroffen, schon in früheren Zei-

ten, im Montparnasse, etwas sonderbar gewesen sei, jetzt hätte sich seine Verrücktheit anscheinend verstärkt, ich hätte ihn seit langem nicht gesehn. (Übrigens waren die Leute so anständig, mich das Zimmer nicht einmal bezahlen zu lassen.)

Zweites Zusammentreffen in Annecy

Nach einiger Zeit, vielleicht einer Woche – ich hatte Mergault schon mehr oder weniger aufgegeben, was mir nicht schwer fiel, dachte, er sei ebenso schnell wieder verschwunden, wie er plötzlich aufgetaucht sei – sah ich ihn wieder. Er stand wieder auf demselben Trottoir und wartete, aber diesmal hatte er einen großen Marktkorb, gefüllt mit dem verschiedenartigsten Küchenproviand, neben seinen Füßen stehen, den er offenbar bewachen musste. Er schimpfte auch lustig über die Dauer des ihm auferlegten Wartens – nachdem er mich freundlich begrüßt hatte, unschuldig, ohne über die Art unseres letzten Auseinandergehens ein Wort zu verlieren. Ich musste aber doch darauf zurückkommen, erzählte, dass ich den Leuten des Hôtels erklärt hätte, er hätte schon früher Zeichen von Verrücktheit gegeben – nun hätte ich ihn lange Zeit nicht gesehen und nicht gewusst, dass seine Krankheit so zugenommen habe – ich musste mich doch irgendwie decken und das mache man am besten mit der Wahrheit. Er verzog eine Tausendstel Sekunde lang sein Gesicht zu einem Lachen, wie über einen kurzen Spaß, der einem nicht gefällt, und ging dann spurlos über die Sache weg.

Mergault eliminierte einfach die Dinge.

– Er gebärdete sich dann wie ein ganz großer Feinschmecker, mir die Dinge, Kräuter und Fische, erklärend, die im Korbe seien. Dann kam endlich die erwartete Mère Martinod, die Pensionsmutter, der er mich umständlich vorstellte. Sie war eine kleine, altertümlich, d. h. ländlich gekleidete Frau, die sehr prüfend schaute und nicht viel sagte. Ungeheuer alt war sie und doch noch etwas dick, aber nicht etwa schwammig, sondern bäurisch fest. Während sie langsam ein paar Worte sprach, hatte ihre Stimme eine langgezogene, fast rasselnde Schärfe, wie eine verborgene Drohung, wobei aber ihre Worte keineswegs drohend, sondern durchaus höflich und korrekt waren. – Mergault hatte übrigens bei der Vorstellung zur bessern Charakterisierung meiner Person hinzugefügt: Der Mann, der ihn letztes Mal den Autobus verspäten machte. – Ich beachtete die Art, wie Mergault sich mit der Frau, zu der sich bald eine andere gesellte (ich glaube, ihre Tochter), benahm: höflich, bestrebt und sehr unterhaltsam, manchmal an einen großen Sohn mit seiner alten Mutter erinnernd. – Wir saßen wieder eine Weile in einem Café, wobei mich Mergault, wie schon das vorige Mal, ihn zu besuchen aufforderte. Ich *müsse* mal schauen kommen, wie das Nest, die Gegend, das Ländchen aussehe! Wenn er des Morgens die Laden öffne, sehe er die Berge, ha! ... er entwarf wieder ein bizarres Bild vom Ort, den Zuständen, in denen er sich befände. – Diesmal verfehlte er keinen Autobus. Er stieg hinein mit den zwei Damen (er benahm sich halb jovial, halb kavalerartig höflich) und mit den Körben und Marktnetzen voller Kräuter. Man winkte noch im Davonfahren.

Erster Besuch in Dingy

Als ich Ende April an einem Nachmittag – nachdem am Vortage als Abschluss des Dramas, das sich hier für mich abspielte und das mit Mergault rein gar nichts zu tun hatte, ein erschütternder Skandal stattgefunden hatte – mich in den Autobus gesetzt hatte, der in Richtung Dingy fuhr (schon am Vortag hatte ich, keinen andern Ort wissend, dorthin fahren wollen, aber es war zu spät gewesen), überkam mich auf einmal, unter der Wirkung verschiedener Umstände zusammen, eine Art Wohlgefühl; das Auto gefiel mir, entfernte sich auf weichen Federn aus der Stadt und stieg weite grüne Bodenwellen, die sich immer höher hoben, langsam hinan, sodass der See immer weiter sichtbar wurde. Das Wetter war regnerisch und wurde immer glänzender und schöner, die Natur hatte einen unerhört frischen Geruch. Und ich sagte mir vor fast zehn Jahren gemachte Verse vor, in denen sich meine Stimmung am besten sammelte: »Da fängt rings weit das Wasser / weißblau zu schimmern an / Aus Wiesen steigt ein nasser / Grasfittich himmelan.« Diese Verse fielen mir plötzlich, aus einer fast uralten Zeit her, ein. – Das Gelände hob sich, ungeheuer weit ausgedehnt, in langsamen Wellen höher, war also keineswegs ein Tal. An den zahlreichen kleinen Stationen stieg etwa ein Bauer, eine alte Frau ein oder aus. Die Straße beschrieb allmählich einen Bogen, sodass der See Stück um Stück verschwand, weil sich ein mächtiger Voralpenberg davorschob, und erst jetzt, langsam, weit von der Seite her, mündete die Straße in ein Tal ein, das sich eben hier mehr oder weniger zerfasert hatte, weil der Fluss in eine Art

Ebene, ein Hügelgelände floss, wo er sich mit andern traf, kurz, weil die Voralpen fast plötzlich in flaches Hügelgelände abfielen. Das Tal aber, in das wir einmal eingetreten waren, pronuncierte sich fast ebenso plötzlich, indem die Hänge links und rechts, dicht bewaldet, steil und hoch aufschossen und immer näher zusammentraten; nach wenigen Kilometern fuhren wir in einer gewissen Höhe über dem schäumenden Flüsschen, der einen Flanke einer regelrechten Schlucht entlang, indem an die Stelle der steilen Waldhänge immer mehr Felsen getreten waren, große Stücke der Flanken unersteigbar machend. An der engsten Stelle hielt der Autobus wieder: ich wusste, dass ich da aussteigen musste. Ich stand nun mitten im Défilé von Dingy, das sich als Naturschönheit der Umgebung Annecys eines gewissen Rufs erfreute. (Die beiliegende Ansichtskarte, deren Photograph ziemlich genau beim Bahnhofsgebäude stand, zeigt diese Stelle.) Ich wusste, von hier aus musste ich etwa zehn Minuten zu Fuß gehn. Ich überschritt das Bergflüsschen auf einer nicht unschönen alten Steinbrücke, schritt auf kleinem Sträßchen talaufwärts (der Autobus fuhr auf dem andern Ufer weiter), an einem großen Haus vorbei, hinter dessen Fenstern ich viele Mädchen arbeiten sah und »da tut sich ein lachend Gelände hervor«. Nach wenigen hundert Metern war das Tal sehr breit geworden und erinnerte mit nichts mehr an eine Schlucht. Nach noch ein paar hundert Metern standen wieder ein paar Häuser am Weg (von denen eines ein winziges Café enthielt) und nach einem ganz kurzen Intervall lag vor mir ausgedehnt, breit und still die Pension Martinod (Hôtel du Fier – Restaurant – Witwe Martinod – Pension, oder dergleichen stand naiv und schön

gemalt auf einem alten und farbigen Aushängeschild, das schlecht befestigt war, zu lesen). Das Haus sah beinahe aus, als ob es nach Bildern von van Gogh ausgeführt worden sei. Ein Kiesplatz knirschte, über den ich schritt, zwei Kastanienbäume standen drin, ein Umgang führte oben im ersten Stock an ihren Kronen vorbei, Holzgitter, ein sehr hohes und niedrige, waren grün gemalt. Sie waren sogar frisch gestrichen zu einem Teil, und der Maler war – Mergault. Mit Mühe fand ich einen Eingang ins Haus, d. h. konnte ich die Aufmerksamkeit eines Menschen erregen, der mich weiterführte, nachdem ich eine Weile in einem ersten Raum, einem Café, das fast ohne Möbel stand, gewartet hatte, während das Haus ausgestorben schien. Jetzt, als ein ganz gigantisch gebautes Mädchen mit faul mürrischem Gesichtsausdruck mir zögernd durch eine Tür entgegentrat, fingen Hunde zu bellen an, schwiegen aber sogleich wieder. Das Mädchen wies sich, während ich mein Begehren, Mergault zu sehen, vorbrachte, aus über ein nicht gewöhnliches Maß von Idiotismus, indem es das ungeschlachte Gesicht hässlich in voller Verständnislosigkeit verzog, – das Mädchen war indessen noch jung, 18 oder 20 Jahre – und nur ein dem Gähnen ähnliches »Häh?« hervorbrachte. Nun aber erschien die mir wohlbekannte Alte wieder, die Patronin, die Mère Martinod, und, mich sofort erkennend und tausendmal beweglicher, grüßte sie und lud sie mich ein, hereinzutreten, Mergault werde gleich erscheinen, – während das Mädchen, rätselhaft von der Seite starrend, quasi außer Kurs gesetzt wurde und ratlos dastand mit ihrem viel zu großen Körper (mit dem sie gar nichts anzufangen wusste), das Gesicht so bewegend, als ob sie langsam etwas kaue,

einen Rest des Mittagessens, das vor zwei Stunden stattgefunden hatte.

Nun wartete ich, nachdem wir durch einen zweiten kleinen Caféhaus-Raum getreten waren, in einer sehr wenig hellen Küche – das Fensterchen war in Kopfhöhe und ging, im selben Niveau liegend, auf die Felder, die, noch weiter ansteigend, sich hinter dem Hause dehnten – und hier erschien Mergault, zur andern Tür hereintretend. Er war nicht so gut gekleidet wie in Annecy, sondern sehr schlecht, – er hätte angestrichen, sagte er – und auch seine Laune war lange nicht so gehoben, eher so dunkel wie die Küche. Aber er schien doch froh zu sein über meinen Besuch und begann gleich, nachdem wir uns um den runden Tisch gruppiert und Getränk bestellt hatten, viel zu reden. Die Mère Martinod gehörte so halb zu uns, halb zum übrigen Hause und zu allerlei kleinen Beschäftigungen. Das vor Gesundheit strotzende Mädchen saß in einer kleinen Distanz auf einem Stuhl und richtete immer wieder starrende, verzweifelt forschende Blicke unter niedriger Stirn hervor – ihre Stirn war sogar auffallend niedrig – auf uns, durch ihre ungefügten Glieder keineswegs im Begreifen gefördert. In welchem Maße sie demütig und von Minderwertigkeitsgefühl beseelt war, erfuhr ich erst, als Mergault sie anredete (da ging mir auch auf, dass sie die Magd im Hause war). Er tat es ungefähr in der Weise, wie man einen schwerhörigen Stiefelputzer anredet: »He! Marie! wie geht es?« oder »Schon wieder Hunger, Marie?« Oder dann machte er, anknüpfend an irgendeinen Gegenstand, von dem man redete, einen ungeheuer derben Witz, der an Marie gerichtet war; es dauerte eine Weile, er betonte, er unterstrich, während